

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63140-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Jessica Wagener

Wir geben Opa nicht ins Heim!

Unser Jahr zwischen Wunsch
und Wirklichkeit

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, August 2016

Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung FinePic, München

Satz hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 63140 5

Inhalt

1. Kapitel

So ist es nun mal, mein Kind

Was ist das Beste für Opa?

Die Last der Verantwortung

Immer Ärger mit Opa

Fack Ju, Herr Doktor!

Im Stich gelassen?

Das ist keine Petersilie!

Jetzt braucht Oma auch mal Liebe

Lebe jetzt und nicht später

Die Gnade des Nichtwissens

Opas bestes Hemd

Fremdes Geld

Gebt den Alten Wasser

Was machen wir mit Opa?

Duschen mit Opa

So kann es nicht weitergehen

Leben oder sterben

Oma, Opa und der Trennungsschmerz

Omas tiefe Verzweiflung

Opa bleibt im Heim

Am Hochzeitstag getrennt

Das Wiedersehen

So läuft es im Pflegeheim

Liebe in Zeiten des Pflegeheims

Opa fehlt zu Hause

Man muss sich auch mal ausruhen

Dankbar für die kleinen Dinge

Diskussion mit einem Demenzkranken

Wie feiern wir Weihnachten ohne Opa?

Opa und der lichte Moment

Weihnachten

So ist es nun mal, mein Kind

Ende Dezember

«Der Mensch ist doch kein Kodder, man kann ihn nicht einfach so wegwerfen.» Omas Blick hängt am Weihnachtsbaum, als verstecke sich eine Lösung im Lametta. Kodder ist ein ostpreußisches Wort, es bedeutet so viel wie Schmutzlappen. Der Mensch, das ist mein Opa. Er ist 83 Jahre alt, hat Parkinson und eine leichte Form der Demenz. Meine Großeltern sind seit 58 Jahren verheiratet. Bis der Tod euch scheidet, so sagte man das früher und meinte es auch. Aber bis es so weit ist, quält sie noch das Leben. Und zwingt mich, dabei zuzusehen.

Seit Opa vor eineinhalb Jahren durch Flüssigkeitsmangel einen Zusammenbruch hatte, ist er bettlägerig. Seine Muskeln schleichen sich Faser für Faser davon, Parkinson lässt den kümmerlichen Rest versteifen und hat ihn gekrümmt, diesen geradlinigen Mann. Er kann nur noch mit Hilfe aufstehen, um sein großes Geschäft auf dem Toilettenstuhl zu verrichten, mitten im Schlafzimmer. Für das Kleine hat Opa inzwischen einen Dauerkatheter. Der bereitet ihm manchmal Unbehagen, er zieht, verstopft, immer wieder gibt es Blasenentzündungen. Und Opa ist regelrecht von dieser Apparatur besessen, überprüft sie im Minutentakt. «Das läuft schon wieder nicht», klagt er auf Repeat. Er versteht die Mechanik nicht mehr, egal, wie oft und wie geduldig wir sie ihm erklären. Er gibt keine Ruhe, umgehend muss Oma herbeieilen, nachschauen und ihm versichern, es sei alles «in bester Ordnung». Er glaubt ihr für höchstens drei Minuten.

Oma selbst ist schwer herzkrank. Weil sie, wie die meisten Menschen ihrer Art, sich nicht zimperlich anstellen wollte, nahm sie den Herzinfarkt 2005 nicht ernst. Sie tat ihn stattdessen als Sodbrennen und Bauchweh ab und wartete vier Stunden, bis sie schließlich doch den Rettungswagen rief. Weil er so lange ohne Sauerstoff blieb, ist ihr Herzmuskel jetzt nur noch klein und schwach. Ausgerechnet Omas Herz, das immer so groß war und sein ganzes Leben lang stark sein musste. Es folgten mehrere Embolien, Stents, Wasser in der Lunge, Nierenproble-

me. Ihr Rücken ist auch kaputt, das kommt von jahrzehntelanger, harter Arbeit. Schon als Kind auf dem Feld und im Garten, später in der Küche, Schlachtereier, Wäscherei, zuletzt als Putzfrau. Und die Pflege ihres Ehemannes zehrt sie auf. Früher ein rundliches Bilderbuch-Ömchen mit Locken, Rock und Blümchenkittel, ist sie heute spitzschultrig und überwiegend appetitlos. In ihrem ausgebleichten Kittel verschwindet sie fast.

Einige Mitglieder unserer tendenziell dysfunktionalen Familie – meine Schwester, meine Großcousine, manchmal Omas und Opas beide Kinder, also meine Mutter und mein Onkel, helfen, so gut es geht. Es geht oft nicht, es reicht fast nie. Aber Oma ist stur: «Ich gebe Opa nicht ins Heim, eher sterbe ich.» Sie ist auf dem besten Weg.

Weil heute Heiligabend ist, haben wir Opa seine dunkelgraue Jogginghose und einen Pulli angezogen, ihn in Ermangelung eines richtigen Rollstuhls im Toilettenstuhl an den Wohnzimmertisch geschoben und dort auf seinen alten Lieblings-Komfortsessel gehievt, der Klassiker mit sandfarbenem Veloursbezug, Fuß- und Kopfstütze. Und da sitzt er nun, seine Brust hebt und senkt sich schnell. Entweder starrt er in ein uns verborgenes Nichts oder jagt seinen Blick umher, immer wechselnd zwischen kurzzeitiger Verwunderung und grundsätzlicher Apathie. Das Nicht-im-Bett-Sein strengt ihn an, auch an Weihnachten. Auf dem Fliesentisch flackern alle vier Kerzen des Adventskranzes in Goldgelb, unten klemmt Opas halbvoller Katheterbeutel, ähnliche Farbe.

«So, Kinder, nun wollen wir aber endlich essen!», sagt Oma, hebt sich mit zwei Versuchen aus dem eckigen Sessel und verschwindet langsam in Richtung Küche. Meine Schwester und ich tauschen einen kurzen Blick aus und folgen ihr dann, um zu zweit die übervollen Schüsseln und Teller ins Wohnzimmer zu tragen. Als Vorspeise gibt es das Rote-Bete-Süppchen, das ich zu Hause gekocht habe. Damit füttere ich Opa; dann hat Oma wenigstens einmal kurz Pause. Es ist ein bisschen kompliziert, und es dauert, bis ich den richtigen Löffel-Einschub-Winkel gefunden habe. Sein Gebiss sitzt heute wieder so locker. Neulich hat er versucht, es zu essen: «Was gibt ihr mir denn hier für Kekse? Die kann man ja gar nicht beißen!» Und wir glotzten einmal mehr in die gefräßige Unendlichkeit der Ohnmacht.

Zwei pinkfarbene Suppenkleckse auf Opas Pullover später bekommen wir es gemeinsam irgendwie hin. Opa schimpft dennoch mit mir; er bemerkt es nicht mal, es ist so seine Gewohnheit. Ich bemühe mich um so etwas wie Würde und Normalität, aber ein «Hier kommt das Flugzeug» kann ich mir dann doch nicht verkneifen. Opa ranzt mich an: «Sei nicht immer so albern!» Im Hintergrund spielt irgendein Radio-Orchester leise «O du fröhliche» und mir wird ein wenig schamwarm im Gesicht. Vielleicht ist Humor doch nicht immer der beste Weg, nicht für jeden. Auf jeden Fall offensichtlich nicht für Opa.

Den Kartoffelsalat danach isst er dann aber allein, der geht besser als Suppe und bleibt leichter auf dem Löffel. «Er muss auch mal was selber machen», konstatiert Oma, als ich ihm Hilfe anbiete. Ich kann nicht anders. Mein Herz möchte schreien und weinen und wüten, weil es mit ansehen muss, wie der Mann, der mir Fahrradfahren und Schnitzen beibrachte und ein Baum- und Puppenhaus zimmerte, nicht mal mehr den Löffel richtig zum Mund führen kann. Und es auch selbst ganz genau weiß.

Außer mir sitzen noch meine Schwester und meine Großcousine auf der blaugrauen Couch mit Prägemuster und Fransenbordüre; Opas ältere, nach vielen Jahren des Alleinlebens etwas wunderliche Schwester verlässt ihre Wohnung im Norden der Stadt so gut wie gar nicht mehr, und die meisten von Omas Geschwistern sind nacheinander gestorben. Mein seit seiner Kindheit schwer zuckerkrankter, inzwischen fast blinder und mitunter dem Whisky zugeneigter Onkel ist bei seinen beiden fast erwachsenen Söhnen in einer anderen Stadt. Meine mitunter dem Wein zugeneigte und seit der Mitte ihres Lebens ebenfalls zuckerkrankte Mutter zu Hause bei ihrem zweiten Ehemann. Wir alle in einem Raum, das ist nahezu undenkbar; wir vertragen uns nicht lange und auch nur mit großer Kraftanstrengung – so erlebe und empfinde ich es jedenfalls. Erst recht an Weihnachten. Viele Wunden und Wündchen, viele wunderbare Standpunkte, viel Kummer und Wut, viele tief verschüttete Traumata, wenig gegenseitiges Verständnis. Aber, so habe ich gehört, das soll in anderen Familien ganz ähnlich sein, und das tröstet mich kurz.

Im Radio läuft «O Tannenbaum», die Teller mit dem Kartoffelsalat sind leer. Es ist Zeit für die Bescherung. Ich hocke im Schneidersitz vor

der Douglastanne, die wie jedes Jahr zu wenig Äste und zu viele viel zu bunte Kugeln trägt, und verteile nacheinander die Geschenke. Für Opa habe ich ein Hemd mit Stickereien gekauft. Vor ein paar Monaten hatte er verkündet: «Wenn es mir wieder besser geht und ich endlich wieder richtig aufstehen kann, dann kleide ich mich neu ein. Mit einem weißen Anzug und einem bestickten Hemd. Ganz bunt.» Mein Herz bricht nicht in einem Stück, es zerreißt fetzchenweise in Momenten wie diesen. «Doch nicht so eins», schimpft er nun beim Anblick der knallroten Rosen auf taubenblauem Grund. Und statt mich zum zehntausendsten Mal in meinem Leben über seine Schrofheit zu ärgern, denke ich bloß: Juhu, er kann sich erinnern!

Natürlich habe ich auch für Oma ein besonderes Geschenk. Jedes Jahr hetzt mich das Gefühl, dieses sei möglicherweise wirklich unser letztes gemeinsames Weihnachten. Das letzte Mal dieser merkwürdig hübschhässliche Baum mit nicht zusammenpassenden Kugeln aus fast sechs Jahrzehnten, das letzte Mal vier goldgelbe Kerzen auf einem bängstigend ausgetrockneten Adventsgesteck, das letzte Mal ums Königsberger Marzipan und die Nougattütchen feilschen, das letzte Mal Omas Kartoffelsalat mit Speck und Mayonnaise. Wenn es auf Weihnachten zugeht, spüre ich den Atem der Vergänglichkeit noch ein paar Grad heißer in meinem Ohr als ohnehin jeden Tag. Bisher sind wir davongekommen. Aber irgendwann wird es tatsächlich das letzte Fest gewesen sein, und wenn ich dann zurückblicke, will ich nicht sagen müssen: «Zum letzten Weihnachtsfest ihres Lebens habe ich meinen Großeltern was aus Salzteig und mit Kartoffeldruck geschenkt.» Außerdem: Irgendwann hat man eben einfach alle halbwegs akzeptablen Kinderfotos seines Lebens in rührenden Kalendern verarbeitet.

Oma nestelt am Goldpapier des Kartons, auf ihrem Gesicht liegt ein kleines Leuchten. Aber das mag auch die Reflexion der Lichterkette sein. «Oh, was das wohl ist?», fragt sie, und ich erkenne am Frohlocken in ihrer Stimme, dass sie zumindest eine Ahnung hat. Wenig später hält Oma eine lebensechte, irrwitzig teure Babypuppe von der Rückseite einer dieser Rentner-Illustrierten im Arm. Es ist die erste eigene Puppe ihres Lebens, darum habe ich sie ihr auch gekauft, und sie kann auch ihr winziges Plastikhändchen automatisch um einen Finger schließen.

«So was Schönes», flüstert Oma und wiegt die Puppe hin und her. Und für diesen einen Augenblick vergesse ich Angst und Sorgen, mein Herz pumpt Wärme durch meine Adern, und das gefühlte Leuchten auf meinem Gesicht kommt nicht von der Lichterkette. Meine Schwester und ich schlagen den Namen Annerose vor, und Oma nickt. Der Name gefiel ihr schon immer; sie hätte es gern gehabt, wenn ich ihn getragen hätte. Zum Glück hat sich meine Mutter in den späten Siebzigern anders entschieden und auch nicht auf ihre damalige beste Freundin Gila gehört, sonst hieße ich jetzt Norma Jean. Ich sage ja: Glück gehabt.

«So was Tolles gab's damals nicht für uns. Wir hatten bloß so eine einzige alte Stoffpuppe, die mussten wir uns alle teilen.»

Oma erzählt wieder von ihren sechs Geschwistern, von zu Hause und von früher und vom Krieg, denke ich und finde das sehr okay.

«Mir tut der Hintern vom Sitzen weh», lamentiert Opa und wischt sich mit einer von ihm immer und immer wieder sorgsam auseinander- und zusammengefalteten Papierserviette einen Spucketropfen aus dem Mundwinkel. Das war's mit Besinnlichkeit, aber so war er schon immer. Es soll früher durchaus mal vorgekommen sein, dass Opa bei einer der zahlreichen Hauspartys rabiat die Sicherung rausdrehte, wenn er den Gästen das Ende der Feier deutlich machen wollte.

Gemeinsam rollen wir Opa also auf dem Toilettenstuhl wieder ins Schlafzimmer zu seinem Bett, alleine wäre das nicht zu schaffen. Seine glatten Stöckchenbeine wackeln, als Oma ihm die Jogginghose auszieht und er wieder nur T-Shirt und eine Windel trägt. Es ist ein wenig so, als würde sich dieser erwachsene Mann jeden Tag ein Stückchen mehr in ein Kleinkind zurückverwandeln. Und er braucht genauso viel Zuwendung, Betreuung und Aufmerksamkeit. Der entscheidende Unterschied ist bloß: Bei einem Kind weiß man, dass es in einem ziemlich genau bestimmten Zeitraum immer selbständiger wird und sich nach und nach entwickelt. Bei einem alten, pflegebedürftigen Menschen hingegen weiß man gar nichts. Weder, was da alles noch kommen wird, noch, wie lange es dauern mag. Ich weiß vor allem nicht, ob dieses Nichtwissen eine gute oder schlechte Sache ist.

Erschöpft liegt Opa schließlich in der rosakarierten Bettwäsche. Er schließt die Augen, eine knittrige Hand verharrt am dreieckigen Galgen

über seinem Kopf, so als erinnerte sie nicht, was als Nächstes zu tun ist. Eine Sicherung rausdrehen, das könnte sie nicht mehr. Oma raunt mir ins Ohr: «Er sieht aus wie ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen.» Das sagt sie oft, und sie hat ein wenig recht. Opis Kopf ist klein und rötlich, wenige verbliebene Haare stehen wie kurze Drahtfäden vom Kopf ab, seine Gliedmaßen sind mager, seine Haut runzlig, seine Nase ragt markant aus seinem Gesicht hervor. Ja, er sieht ein bisschen aus wie ein Adlerkükken. Er hat immer noch große Lebenskraft, tief innen drin, das ist spürbar. Ich beuge mich über den Rand des Pflegebettes zu ihm herab und küsse ihn auf seinen eingefallenen Mund, seine Zähne schlafen schon im Glas. Es riecht nach Rasierwasser, gelöschten Kerzen und Urin. «Frohe Weihnachten, Herzensopi!» Opa öffnet seine winzigen hellen Augen, und auf seinen unbeweglichen Wangen zeichnet sich ein Lächeln ab.

Im Wohnzimmer neigt sich dieser Heiligabend dem Ende. Meine Schwester muss noch weiter, meine Großcousine zu ihrem Cockerspaniel, ich will unbedingt ins Bett. Ich helfe Oma mit dem Geschirr und lasse mir eine umfunktionierte, blassgespülte Eiscremepackung mit Kartoffelsalat aufschwätzen. «Nimm mit Kind, du musst doch was essen», sagt sie und schaufelt mit dem großen Löffel Mayonnaisekartoffeln ins Plastik. Plötzlich hält sich Oma mit beiden Händen an der Arbeitsfläche fest und wankt ein paar Mal um ihren Mittelpunkt, als stünde sie im Wind. «Was ist denn, Omi? Was ist los?» Sie nimmt einige flache Atemzüge, bevor sie schließlich leise sagt: «Nichts, Liebling. Ist schon gut.» Ein bemühtes Lächeln unter schweren, grauen Lidern. «Es ist alles in bester Ordnung.» Ich bin mir nicht so sicher.

[...]